

## Im Hausboot vor Hongkong

An Bord der „Coblentz“ in der Straße von Formosa, am 2. April 1924.

Nun sind wir in der chinesischen Welt, wenn gleich in Hongkong wieder auf englischem Boden. Als wir am 31. März um 6 Uhr früh an Deck kamen, fuhren wir bereits in belebtem Wasser. Viele chinesische Dschunken segelten hin und her, wie Gespensterschiffe, so fremdartig gebaut. Vorn sind sie niedrig und schmal, fast spitz, und hinten haben sie einen hohen, breiten Aufbau. Mächtige Segel, meist aus Reisstrohgeflecht, durch querbefestigte Holzstangen widerstandsfähiger gemacht, geben diesen flachen Ungetümen flotte Fahrt. Die ersten Inseln tauchen auf, darunter rechts eine mit Signalturm und großen weißen Häusern, links eine mit Panzertürmen, aus denen lange Kanonenrohre hervordrohen. Ein englischer Torpedobootszerstörer kommt uns entgegengefahren. Da erscheint links die große Hongkonginsel, Fabriken, hohe Häuser und einige Türme werden sichtbar. Wir sind in dem Meeresarm, der Hongkong vom Festland trennt und machen Hongkong gegenüber am Quai von Kowlun fest.

Wenn gutes Wetter ist, hat man von Kowlun aus — so sah ich es vor 15 Jahren — eine wundervolle Aussicht. Denn alle Inseln, wie auch das Festland, sind gebirgig, wenn freilich auch meist ganz kahl. Auf der Hongkong-Insel aber reckt sich steil über der Stadt der grünbewaldete höchste Berg, der Viktoria-Peak, 551 Meter hoch empor. Heute dagegen hängen dicke Wolken über allen Bergen. Der Peak ist nur zur halben Höhe frei, und das Festland ist wie mit einem Vorhang abgesperrt. Als wir am Nachmittag trotzdem mit der Drahtseilbahn zum Peak hinauffahren, hatten wir zwar immerhin von etwa 250 Meter Höhe herab einen schönen Blick auf den Hafen, auch auf unser Schiff, das einem in den langen Wochen fast wie eine Heimat lieb geworden ist, hatten auch Freude an der üppigen Vegetation, den Palmen und den Azaleen-Blüten, den Bambusbüschen und anderen schönen Gewächsen, mit denen der Berg trotz seiner Steilheit bepflanzt ist. Aber höher hinauf war alles dicht in Nebel gehüllt. Und nur einige Minuten lang, ehe neue Schwaden kamen, hatten wir vom Gipfel ganz frei einen herrlichen Blick in die jähe Tiefe.

So schön und lohnend es nun auch gewesen wäre, von hier oben das großartige Panorama in Muße zu genießen, so sind uns doch wichtiger als alle Schönheit der Natur die Menschen und ihr Treiben. Wir waren froh, dass das Wetter trocken blieb, so gab es unten genug zu sehen.

Wenn man von Kowlun her mit der Fähre nach Hongkong hinüberfährt, so liegt in breiter Ausdehnung, nach hinten stark ansteigend, das Stadtbild vor dem Beschauer. Was man zuerst sieht, ist eine total europäische Großstadt: hochragende Häuser, zum Teil Eisenbetonbauten, die bis zu acht Stockwerken aufgetürmt sind, bis ans Dach mit rundbogigen Veranden und im Erdgeschoß mit Lauben, Haus an Haus gereiht, ohne Zwischenräume, nur durch schmale Querstraßen unterbrochen, das ist das Hafengebäude. Zwar liegen bis hoch hinauf viele Villen, Missionshäuser und Kirchen in Grün gebettet über der eigentlichen Stadt, aber der Raum hier unten für die mehr als 500000 Menschen Hongkongs ist sehr knapp, eng an eng pressen

sich die Gebäude zusammen. Zwei lange Straßen gehen, die zweite auch schon ziemlich hoch über dem Hafenuai liegend, parallel zum Wasser, und von ihnen aus klettern die kleinen Quergassen den Berg empor, soweit es irgend geht. Je weiter nach Westen und je höher hinauf, umso mehr tritt das Europäische zurück, und entfaltet sich mehr und mehr ein wohl europäisch beeinflusstes, aber doch echt chinesisches Stadtbild. Für das Auge ist das ja viel hübscher als die Nüchternheit und Schmucklosigkeit der zuerst durchschrittenen Bezirke. Hier sind die hohen Häuser geschmückt mit schönen Holzschnitzereien bis ans Dach; geschnitzte und vergoldete, wohl bis zu 10 Metern lange Firmenschilder hängen quer zur Hausfront auf die Fußgänger herab; die denkbar buntesten, grotesksten Reklameschilder, riesige, vielfarbige Bilder mit den gewagtesten Versprechungen verheißen vom Erwerbe der ausgestellten Waren das höchste Glück. „Edle Anstalt zur Pflege der höchsten Tugend“ oder „Große Freudenhalle zur Eintracht“, so nennen sich die Firmen; auch die europäischen Geschäfte nehmen in China solche hochtönenden Namen an. Oben quer über die Straßen und an den Fronten entlang hängen auf langen Stöcken und Leinen Unmassen von Kleidern und Wäschestücken in allen Farben zum Trocknen und grüßen flatternd hernieder. Laden an Laden, geschlossene oder offene Hallen, liegen unter den Laubengängen, die auch hier unter den Häusern sich hinziehen. Ein Menschengewimmel wie in einem Ameisenhaufen füllt die Straßen. Sänften, Rikschas, Fußgänger, Straßenhändler, laut ihre Waren ausrufend, alles eilt hin und her. Aber es geht ordentlich und friedlich zu, und die sehr großen, stattlich und stolz an den Kreuzungen stehenden farbengeschmückten indischen Polizisten, die hier die Hüter der Ordnung sind, kräftige Söhne der kühleren indischen Berge, haben am Tage wenig Grund, von ihrer Macht Gebrauch zu machen. In unermüdlicher Emsigkeit gehen die Chinesen ihrer Arbeit nach, die der lebhafteste Verkehr in dieser Stadt, die zu den größten Hafenplätzen der Welt gehört, ihnen wohl genügend darbietet. Man sieht auch in den winkligsten Gassen nur ordentlich gekleidete Menschen, kein Bettler ist zu erblicken und keine zerlumpte elende Gestalt, wie man sie jetzt in Deutschlands Großstädten so zahlreich findet. Ganz auffallend ist die Wandlung des äußeren Verkehrsbildes im Vergleich zu der Zeit des chinesischen Kaiserreichs. Damals trugen alle Männer den langen Zopf; nur Verbrecher, die so gekennzeichnet waren, und junge Revolutionäre hatten ihn nicht. Jetzt ist hier kein Zopf zu sehen. Einige Alte tragen wohl noch die langen Männermäntel und das runde Käppi der früheren Zeit, aber die Haare haben auch sie hinten ganz kurz, Man sieht jetzt viel mehr Frauen und Mädchen auf der Straße als früher. Aber alle gehen flink dahin auf gesunden Füßen. Nur ganz wenige bejahrte Frauen haben noch die elenden Krüppelklumpen. Die meisten Frauen tragen die für alle Arbeit so überaus praktischen, unseren Männerhosen gleichenden, unten weit und lose herabhängenden Beinkleider, die zusammen mit der einfach gearbeiteten, aber oft aus wertvoller Seide bestehenden, oben geschlossenen Jacke die zierlichen schlanken Figuren sehr gut kleiden. Andere tragen zur chinesischen Jacke einen europäischen Rock, nur wenige sind ganz europäisch ausgeputzt. Die Männerwelt zeigt einen stärkeren Einfluss des Westens. Auf dem ohne Scheitel hintenübergekämmten, vorn langen, hinten ganz kurzen Haar tragen die meisten einen Filzhut, andere gehen in bloßem Kopf. Die Arbeiter und Rikschazieher haben zu dem „Mantel“ aus Reisstroh, der in breiten Strähnen niederhängend, nur kümmerlichen Schutz gewährt, den alten chinesischen, sehr breitkrepfigen billigen Strohhut beibehalten, der die Schultern mit bedeckt und in der Mitte eine kurze Spitze hat. Sehr drollig sieht nach dem Fortfallen des Zopfes die Frisur der

Knaben aus. Früher schor man ihnen den Vorderkopf kahl, und hinten wuchsen die Haare lang. Jetzt schert man ihnen den Hinterkopf kahl und lässt nur vorn oben auf dem Kopf die Haare in der Mitte lang wachsen und kämmt sie nach vorn in die Stirn. Oder der ganze Kopf ist rasiert, aber oben lässt man quer über den Schädel einen schmalen Streifen Haare lang wachsen, der wie ein Haarkamm sich abhebt. So zeigt der äußere Zuschnitt des Lebens eine wachsende Nachahmung des Westens, Doch überwiegt auch bei den Männern noch das weite, unten zusammengeschnürte chinesische Beinkleid und die Jacke aus dunklem Stoff den europäischen Anzug.

Im Übrigen darf man sich darüber nicht täuschen, dass das innere Leben dieser ungezählten Millionen umzugestalten, viel, viel schwerer ist. Es ist ja hier auch nur teilweise die Kleidung und allerhand ausländisches Hausgerät, was von unserm Leben angenommen ward. Das ganze sonstige Leben ist so echt chinesisch geblieben wie nur möglich. Den Garküchen entströmen noch die alten, uns sehr unangenehmen, fettigen Gerüche, dieselben Leckerbissen werden schmatzend mit den Händen verzehrt. Sie haben den alten, die Füße auf dem Erdboden hinschleifenden, lässigen Gang, sie spucken genau so viel wie früher auf das Pflaster oder wohin es trifft, sie hocken weiter in den unmöglichsten Stellungen zusammengekauert in ihren Geschäften oder auf der Straße, die Frauen und großen Kinder tragen die Kleinsten nach wie vor eingebündelt auf dem Rücken, sie zeigen auch die gleiche zufriedene Fröhlichkeit, selbst wenn sie in einem elenden Loch hausen und auf das dürftigste Leben müssen. So ist das Straßenbild am Tage.

Ganz krass drängen sich völlig andere Bilder hervor, als abends spät der Weg uns noch einmal in die Chinesenstadt bringt. Eine verschwenderische Lichtreklame lockt die Leichtsinnigen in die oberen Stockwerke vieler Häuser zu den zahllosen Vergnügungsstätten, die tags tot und unbesucht daliegen. Grelle Musik aus klirrenden Becken, Violinen und quäkenden Flöten stachelt, laut auf die Straße schallend, die Sinne an. Hunderte von Mädchen, in hochelegante, bunte Seidenstoffe gekleidet, oft noch Kinder, bieten sich feil an die Tausende von jungen Leuten und Männern, die hier gaffend herumstehen oder Zigaretten rauchend promenieren.

Dicht dabei aber, in all dem lauten Lärm liegen vor den jetzt geschlossenen Läden, unter den Lauben, auf dem harten Boden Mensch an Mensch, Körper an Körper, zur Nachtruhe hingelagert, Tausende der ganz Armen, die buchstäblich von Tag zu Tag von der Hand in den Mund leben und nicht einmal eine Schlafstelle haben in der ärmlichsten Behausung. Wo kommen mit einem Male diese vielen, vielen ganz Elenden her? Dass diese betriebsame Stadt, die am Tage nur sauber gekleidete Menschen zeigt, solchen Massenjammer birgt, das hätte man nicht gedacht. Aber wie viele mögen aus dem von Bürgerkriegen zerrütteten, von Räubern geplagten eigentlichen China herwandern nach dem englischen Hongkong, wo Handel und Wandel blüht, in der Hoffnung, hier ihr Glück zu machen? Manche kommen wohl voran, andere aber bleiben unten oder versinken ganz und müssen jeden Tag doch wieder um das Nötigste ringen. Des Nachts suchen sie dann Zuflucht im Schutz der Hausgänge unter den Lauben. Wie viele Rikschazieher mögen unter diesen vom Schicksal Geplagten sein, die völlig erschöpft, nun wenige Stunden ausruhen. Wie keuchen diese armen

Menschenpferde vor den Wagen laufend! Und wehe ihnen, wenn sie am Abend dem Unternehmer, dem die Rikschas gehören, die Tagesmiete nicht zu zahlen vermögen. Diese menschenunwürdige Sklavenfrohn, dass ein Mensch den andern wie ein Tier ziehen muss, sollte von allen Menschenfreunden bekämpft werden. Es müsste doch dies vielgestaltige moderne Wirtschaftsleben diesen sich unfehlbar in wenigen Jahren zu Tode jagenden Menschen eine bessere Form der Arbeit geben können. Das ist fraglos etwas tief Tragisches, dass diese fleißigen, arbeitswilligen und so bescheidenen Menschen durch die Not ohne Ende, durch immer neue Opfer hineingezwungen werden in diese totbringende Quälerei unter den Augen ihrer wohlhabenden Landsleute, der Missionare und der reichen Herren aus Europa.

Die haben hier freilich auch nicht nur spielend leichtes, reiches Glück, sondern leiden fast genau so schwer wie in den Tropen unter dem heißen Klima und haben meist müde, blasse Gesichter, jeder Frische bar. Wohl ist China der größte Absatzmarkt der Welt, und man hat dem waffenlosen Riesenvolk Handelsbedingungen aufgezwungen, die den Fremden den besten Nutzen gewähren; aber die Konkurrenz ist groß, und die Unruhen im Innern hemmen den Verkehr, und man muss viel verdienen, weil man bald am liebsten zu ruhigem Wohlstandsgenießen in die Heimat möchte. Und was hat ein Europäer hier draußen alles nötig um entsprechend zu leben! Und wie hohe Summen verschlingen die vielen Vergnügungen und das Klubleben, die so manchen zu übertriebenem Aufwand verleiten! Da gibt es dann Sorge und aufreibende Geschäftshetze genug im Alltag dieser fremden Herren, die hier, aus aller Welt zusammengeströmt, ihre Geschäfte betreiben.

Man könnte manchmal meinen, abgesehen von den vielen ganz Elenden, die unter fürchterlichem Gequäle ihr bisschen Kraft viel zu früh verzehren müssen, lebten die Chinesen in ihrer Bedürfnislosigkeit viel glücklicher als diese Europäer, die scheinbar so erhaben über ihnen in den großen Villen ihr äußerlich so viel reicheres Leben führen.

Freilich muss man wohl ein Chinese sein, um unter den primitivsten Verhältnissen so fröhlich leben zu können. Sie haben nichts von der mürrischen Verdrossenheit und gehässigen Verbissenheit, die so viele Kreise unserer armen Bevölkerung in Europa kennzeichnet.

Man muss das hier einmal sehen, wie sie zu vielen, vielen Tausenden auf ihren kleinen Hausbooten leben! Moderne Spreekähne und andere Flussboote sind große Villen gegen die Hütten und Winkel, in denen diese Menschen hier zusammenkriechen müssen in den winzigen Kajüten ihrer kleinen Fahrzeuge.

Und doch gehört, wer solch winziges Hausboot besitzt, hier nicht mehr zu den Armen.

Ehe sie zum Fischfang oder zur Frachtübernahme segeln, kommen sie morgens schon im Dämmergrau zu den großen Dampfern gerudert, die in Kowlun Kohlen nehmen. Auch um unser Schiff streichen solche kleinen Fahrzeuge herum im hurtigsten Wettarbeiten. Beim Kohlennehmen fallen stets viele Brocken ins

Wasser, das ist gar nicht zu vermeiden, Werden 500 Tonnen übergenommen, so macht das schon manchen Zentner aus. Nun werfen die Chinesen geschickt kleine Schleppnetze aus, mit denen sie den Hafengrund um die Schiffe herum sehr sorgfältig abfischen, die Kohlen zu heben. Es ist mühselige Arbeit, bei der Männer, Frauen und Kinder sich tüchtig quälen müssen mit dem Rudern, mit dem Ziehen und Ordnen der Netze. Aber schließlich stehen doch einige Körbe mit dem glänzend schwarzen, wertvollen Brennstoff auf jedem Deck, und manches Brötchen fliegt überdies vom Deck der „Coblenz“ zu den fleißigen Fischern hernieder. Selbst wenn die Brötchen beim Werfen ins schmutzige Wasser fallen, werden sie gern herausgeholt und zum Trocknen in eine Pfanne gelegt. Auch Fischköpfe und Fischgerippe aus unserer Küche sind begehrt. Ein alter buckliger Chinese kommt sogar mit einem Knaben in einem unförmigen kleinen Ruderboot und holt alle ins Wasser geschütteten schmutzigen Küchenabfälle wieder schnell heraus, wohl zum Futter für ein Schwein daheim.

Als keine Kohlen mehr zu gewinnen sind, machen die Hausboote neben uns fest, und ihre Bewohner lassen sich gar nicht in ihren Wohnheiten stören, als wir zu ihnen kommen, um näher zu sehen, wie sie hier leben. Die Kajüte, die etwa 2 1/2 Meter breit und 3 Meter lang ist, wird fast ganz ausgefüllt von einem Kang, dem bekannten, erhöhten Holzgestell, auf dem die Chinesen schlafen, Auf einem Boot leben zwei Brüder mit ihren Frauen und einer, vielleicht leibeigenen, alten Magd. Im Ganzen sind dazu an Kindern zu sehen ein erwachsenes Mädchen, ein Knabe und ein Mädchen von vielleicht 12 und 10 Jahren, ein weiterer Knabe von 4 Jahren und ein ganz kleines Mädchen, etwa 8 Monate alt. Sonst beobachtet man hier oft genug, wie neben den Säuglingen noch zugleich große Kinder von 5—4 Jahren stehend an der Mutterbrust trinken. Hier ist ein ganz anderes Bild. Die Mutter gießt aus einer Büchse mit Schweizer Kondensmilch etwas in einen Topf, verdünnt es mit warmem Wasser, füllt eine Flasche, die mit dicken Tüchern umhüllt ist, und gibt aus dem Gummipfropfen der Kleinen zu trinken. Daneben hat sie einen Napf mit Reisbrei, dick und klebrig gekocht, wie Reis sonst nie im Osten zubereitet wird. Von diesem Brei nimmt sie mit den Fingern einen Kloß und schiebt ihn, immer wieder das Milchtrinken unterbrechend, in den Mund des Töchterchens, das ihn, offenbar das schon gewohnt, willig herunterschluckt. Dann wird der Säugling in arg schmutzige Decken eingewickelt, platt auf den Kang gelegt und soll schlafen. Erst gucken die Augen ganz vergnügt umher, dann verzieht sich der Mund, und wie nur irgendein Europäerkind es vermag, brüllt und kräht auch dieser Chinesenspross. Sofort nimmt da die Mutter ihn empor, wickelt ihn sich selbst zum Tragen auf den Rücken in ein langes, breites Tuch ein, ein anderes kleines Tuch wird um der Mutter Hals befestigt, über den Kopf des Babys gelegt, dass man vom ganzen Kind nur unten rechts und links in der Taille der Mutter die bloßen Füßchen sieht. Dies ist offenbar der kleinen Chinesen Lieblingsplatz. Sofort hört das Weinen auf, und nach wenigen Minuten sieht man, das Tuch hebend, wie das Köpfchen beiseite liegt, und die Augen fest geschlossen sind in tiefem Schlaf. Dass die Kinder so schlafen können, ist zum Staunen, Denn die Mutter kann ja nicht müßig sein. Mit dem Kind auf dem Rücken besorgt sie mit den zwei anderen Frauen den Haushalt. Die größeren Kinder werden geholt.

Mit einem nassen Lappen, der nicht gerade sehr weiß ist, werden ihnen die Gesichter und Hände kurz abgewaschen, dann putzen sich die Frauen selbst die Zähne. Die Männer nehmen sogar Seife zur Reinigung der arg verschmutzten Munde. Die drei Frauen und die Kinder, auch die Knaben, haben Armbänder aus Glas oder Weißmetall, die Mädchen auch Fußringe um die Knöchel.

Die Männer räumen auf dem Schiffchen auf; der eine raucht ganz schnell aus dem fingerhutgroßen Kopf einer ungefügten Bambuspfeife, deren Rohr armdick ist, ganz wenig übelriechenden Tabak. Eine Frau wäscht in einem Kübel mit schmutzigem Hafenwasser und ein wenig Seife dunkelblaue und graue Kleider aus und hängt sie an den Mastseilen zum Trocknen auf; die zweite reinigt wohl vom Vortage her noch unsauberes Geschirr und viele hölzerne Essstäbchen in gutem klarem Wasser. Die dritte aber mit dem Kind auf dem Rücken bereitet das Morgenessen. Es werden weiße Rübchen geputzt und mit einigen handlangen weißen Fischen und Gewürz in einen Topf getan. In einen anderen Topf kommt zu den Rüben ein wenig klein geschnittenes, fettes Schweinefleisch; Kohlgemüse stand schon fertig in einem Napf; ein Kessel mit Reis dampfte bereits lange über einem schwachen Feuer auf einem Dreibeingestell. In einem ziemlich durchgebrannten Eisenöfchen glühten Kohlenbrocken. Ein wenig Holz schlägt zu heller Flamme auf. So wird in kurzer Zeit — das alles vollzieht sich im Freien an Deck — das Essen gar und wird in ziemlich vielen Schüsseln auf einem großen Tablett auf das Deck gestellt. Außer dem Fisch und dem Fleisch mit den Rüben und dem Gemüse steht da noch eine Schale mit gerösteten Erdnüssen. Aus der schwarzen, runden Kruste von Asche und Lehmerde, in der man sie frisch erhält, werden noch schnell zwei hartgekochte Enteneier herausgeholt, gesäubert und abgeschält. Und neben dem Tablett steht ein großer Topf mit dem dampfenden, trocken und körnig gekochten, schneeweißen Reis.

Es ist 8 Uhr geworden, als alle zum Essen herzukommen. Die einen knien, die andern hocken mit gekreuzten Beinen oder in tiefer Kniebeuge: so umringen sie das die Speisen tragende Tablett, auf dem noch 10 leere Nöpfe stehen. Alle essen miteinander, Männer, Frauen, Knaben und Mädchen, nur die Dienerin bekommt von allem auf einen Teller getan und verzehrt abseitsstehend ihr Mahl.

Von den andern füllt zuerst sich jeder mit einer Emaillekelche eine tüchtige Portion Reis in einen leeren Napf und nimmt zwei Essstäbchen zwischen die Finger der rechten Hand. Bald fischt man dann ein Stück Fleisch oder ein Rübchen aus der Schüssel, bald pflückt man ein Stück Fisch aus dem weichgekochten Brei oder erwischt einige Kohlblätter. Reichen die Stäbchen nicht aus, so nimmt Groß und Klein die Finger zu Hilfe, um die Gräten aus dem Munde zu nehmen oder ein zähes Stück Fleisch erfolgreicher zu verarbeiten. Alle haben starke, gute Gebisse, auch keinem Erwachsenen fehlt ein einziger Vorderzahn. Dazwischen kommt in Abständen als Hauptbestandteil des Mahles der Reis zu seinem Recht. Sie setzen den Napf an die geöffneten Lippen und schrapen mit großer Geschwindigkeit reichliche Mengen mit den Stäbchen in den offenen Mund. Auch von den Eiern pupft jeder sich mit den Stäbchen etwas ab. Schließlich knabbert alles Erdnüsse, und die Männer rauchen eine Zigarette, Dabei schwatzen und lachen sie vergnügt miteinander;

die Kinder springen beim Essen ab und zu und bekommen von den Frauen gute Bissen zugesteckt. So verzehren sie, nur zweimal am Tage essend, ihre ziemlich eintönige Nahrung.

Aber ungetrübte Freude ist ganz gewiss auch diesen bescheidenen Menschen, auch ihren Kindern, nicht beschert, Auch in China puffen die großen Kinder ihre kleinen Geschwister, und die eine Mutter versetzt nach dem Essen dem größten Knaben einen ziemlich derben Katzenkopf, den er genauso trotzig hinnimmt, wie nur irgendein Knabe bei uns. Es mag auch sonst genug des Schweren für sie geben. Man sieht sehr viele Menschen hier durch Pockennarben entstellt. Hier fehlt doch unsere ärztliche Gesundheitspflege; das dauernde Leben auf diesem elenden Boot ist sicher nicht ersprießlich für körperliches Gedeihen. So wüthen Tod und Not sich hier viel krasser aus als bei uns.

Wir wissen uns bei allem in unseres himmlischen Vaters Hut und Huld. Sie glauben auch Götter über sich walten und erweisen ihnen jeden Tag ihre Ehrfurcht. Die eine Ecke des niedrigen Kajütenaufbaus war außen mit roten Zetteln beklebt, auf denen fromme Worte standen. Da ist der Geistersitz. Hier brachte das erwachsene Mädchen in einem hängenden Behälter eine Handvoll glimmender Weihrauchstäbchen an als Morgenopfer für die guten Götter. Das kleinere Mädchen freilich stahl sich zwei davon und spielte mit ihnen herum.

Noch kurze, behaglich hockend genossene Rast, dann stießen sie vom Lande ab. Das Segel kam hoch. Und freundlich uns zuwinkend fuhren sie davon, neuer Arbeit zu, und wer weiß, welchem Geschick.

Auch unser Schiff wirft bald darnach seine Leinen los. Unaufhaltsam geht es nun aus der heißen Zone heraus, durch Gewitter und Regen und dichten Nebel auf den grauen Fluten des südchinesischen Meeres nach Norden, auf Chinas gewaltigsten Verkehrsplatz zu, nach der Millionenstadt Schanghai.